

(Für die „Indiana Tribune.“)

## Gefunden und verloren.

Original-Erzählung aus dem Thüringer Walde von M. T.

(Fortsetzung.)

Alte graue Burgruinen zeigten sich bis weit in die nebelhafte Ferne an den Abhängen der Berge und erzählten von längst vergangenen Geschlechtern und von verschwundenen Pracht und Herrlichkeit; aber auch von einer eisernen Zeit, wo die Faust des Stärkeren sich bleiern auf die Schultern der Schwächeren legte, um sie im eisernen Würfel zu zermalmen. Aber ist es denn heute anders, gilt nicht heute noch ebenso wie zu jener Zeit die zerstörende Macht des Stärkeren? Ja, sie gilt noch ebenso, nur die Form hat sich geändert, das Wesen, die Sache selbst aber ist geblieben. Wohl giebt es keine Raubritter mehr, die im blanken Harnisch und stählerner Rüstung, mit wendendem Federbusch und eingelegerter Lanze auf ihren Gegner einprengen und wo der Schwächere wenigstens im offenen Kampfe sein Leben so theuer als möglich verkaufen, einen schnellen Untergang finden konnte, aber der Schwächere und Besigelte wird heute noch ebenso vom Stärkeren überwältigt und zwar durch die moderne kapitalistische Produktionsweise. Sie ist eine raffinierte Gewalt des Stärkeren gegen den Schwächeren.

Wo sich eine lichte Stelle im dichten Nadelholze zeigte, da blickten die roten Ziegeldächer eines Dörfchens idyllisch hindurch, sonst sah man nichts, soweit das Auge reichen konnte, als mit dunklem Nadelholze bewachsene Berge, die in ihrem schneibaren Unbegrenztheit einen großartig, erhabenen Eindruck auf das menschliche Gemüth hervorbringen mußten.

Auch Leonhardt war mächtig ergriffen, das Großartige dieses Bildes hatte ihn auf einige Augenblicke von seinem geliebten Gegenstande abgelenkt — mußte er ihn doch in der Nähe, dies wirkte beruhigender — bis ihn jetzt die Klänge der Musik von seinem Anschauen ablenkten. Die Herren sprangen auf und beeilten sich eine Tänzerin zu bekommen, und auch Leonhardt wollte die Gelegenheit benutzen, sich dem schönen blonden Mädchen zu nähern, erhob sich und ging der Stelle zu, wo sie sich niedergelassen hatte. Aber, o weh, eben, wie er im Begriffe war, sie zum Tanze zu bitten, kam ihm ein junger Lehrer zuvor, und er mußte sich tief erröthend zurückziehen.

„Abscheulich!“ murmelte er zwischen den Zähnen, suchte seinen Platz auf und warf sich mühsam wieder auf den grünen Rasen nieder, um die Zeit, wo der nächste Tanz begann, abzuwarten.

Als der nächste Tanz an die Reihe kam, hielt er sich mehr dazu und stürzte mehr, als er ging, sowie die ersten Klänge der Musik erschollen, der Stelle zu, wo seine Angebetete ihren Platz hatte, und er suchte sie in der hergebrachten Weise, mit ihm den nächsten Reigen zu tanzen.

Mit sichtlich Freude folgte ihm die schöne Blondine und konnte leicht erröthend eine gewisse Verwirrung nicht verbergen, als sie sich vom Plaze erhob.

Leonhardt aber magte es kaum, ihr in die schönen tiefblauen Augen zu sehen, indem er sich ihr vorstellend, sagte: „Mein Name ist Leonhardt Stein.“

„Der meine, Louise Born,“ entgegnete das junge Mädchen mit einer wohlklingenden, anmuthig klingenden Stimme.

„Louise Born?“ wiederholte Leonhardt ganz verwundert, „Born hieß ja auch meine Mutter.“

Und nun stellte sich heraus, daß die Großväter Beider Brüder gewesen waren und ganz freudestrahelnd rief Leonhardt aus: „o, wunderbare Fügung, so wären wir ja verwandt und Sie meine liebe Cousine!“

„Und Sie mein bester Cousin,“ ergänzte Louise und sah ihn dabei mit einem innigen Blide ihrer schönen Augen an, legte ihre Hand in seinen Arm und so schlossen sich Beide den zum Tanze aufgestellten Paaren an. Leicht und elastisch schwebte sie an Leonhardt's Seite dahin, eine innige Freude verklärte das Antlitz des Lechteren, und anmuthig flog das schöne Paar auf dem grünen Wiesenplaze unter den Klängen eines Volkes dahin.

Leonhardt wurde nach dem Tanze auch den beiden Freundinnen seiner Cousine vorgestellt und auch ihnen theilte sich die Freude der Beiden mit. Die Stunden verstrichen schnell unter Tanz und Spiel,

und erst als die Sonne mit ihren Strahlen die gegenüberliegenden Bergspitzen vergoldete, brach der Zug unter den Klängen der Musik nach Hause auf.

Leonhardt bot Louise auf dem Heimwege selbstverständlich seinen Arm, den diese auch erfreut und mit ihren schönen Augen dankend annahm. O, welcher Himmel von Seligkeit lag in diesen Augen! Ein Blick, ein bittender flehender Blick daraus, wer hätte diesem wohl widerstehen können? Und wenn sie Leonhardt ansah, so groß, so verständnisvoll, da drang es ihm hinab bis in sein tiefstes Innerstes — und machte ihn hoch aufstacheln in stürmischer Begeisterung. Wie gern, wie freudig hätte er für sie sein Leben in die Schanze schlagen können und sterbend würde ihn noch eine Thräne in diesen Augen die höchste Belohnung, die größte Seligkeit gewesen sein.

„Wie schön die Sonne dort untergeht,“ sagte Leonhardt, stehen bleibend und zurückblickend. „Stets stimmte mich der Sonnenuntergang ernst, fast traurig, aber heute, heute kann ich sie untergehen sehen, ohne schmerzlich bewegt zu sein; ich bin ja so froh, so glücklich, eine liebe Cousine gefunden zu haben!“

„Das könnte ich von mir nicht sagen,“ entgegnete Louise, „daß mich ein Sonnenuntergang traurig oder schmerzlich bewegt hätte. Wohl sah ich gern diesem Schauspiel der Natur zu, aber traurig stimmen konnte es mich noch nie; ich verlegte mich dabei in ferne Länder, wo sie jetzt, da sie uns untergeht, Millionen anderer Menschen mit anderen Sitten und Gebräuchen aufsteht, und ein leises Sehnen überkam mich, dann auch mitunter nach einer unbekannten Ferne — dies war alles, was ich bei ihrem Scheiden empfand. Geht sie doch am nächsten Morgen wieder auf und wiederholt sich dieses Schauspiel täglich, und wenn sie auch auf einige Tage hinter einander von finstern Wolken verhüllt ihren Untergang uns Menschen verdeckt, so geht sie uns doch dann desto herrlicher, desto schöner wieder auf.“

„Ein Sonnenuntergang,“ versetzte Leonhardt, „erinnert mich stets an unseren eigenen Untergang, und dann kann man die Tage leicht zählen, wo wir Menschen die Sonne untergehen zu sehen bekommen. Sie geht wohl täglich von Neuem auf, aber zwischen ihrem Auf- und Niedergange brach manches Auge — und wenn wir Menschen untergehen, kehren wir nimmer wieder zu den unsern zurück. Das ist es ja, was uns ernst bei ihrem Scheiden stimmen muß. Und strahlend im schönsten Glanze sinkt sie hinab und verschwindet unseren Blicken, wir aber, wir werden einst nicht so schön und schmerzlos dahingehen. — Dann schreie ich immer, wie ich empore aus meinen Träumereien, eine innere Stimme ruft mir zu: lebe! so lange es Dir beschieden ist auf dieser schönen Erde zu leben. Und schwer fällt es mir auf die Seele, wenn ich sehe, wie die Menschen, die ihnen so kurz zugemessene Spanne Zeit nutzlos vergeuden, ungenießbar, ungenossen, in Zwist, Streit und Kampf; wenn ich sehe, wie einer des andern Teufel ist, ja sogar mitunter bei den heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen sein muß — wenn ich sehe, wie sie fast und fremd mit liebeleeren Herzen aneinander vorübergehen, da packt mich stets der Menschheit ganzer Jammer an! Denn wer noch ein Herz hat, kann der unter solchen Menschen, unter solchen Verhältnissen glücklich und froh leben? Nimmermehr! Entweder sein Herz versteinert auch mit der Zeit, oder aber er strebt nach besseren Zuständen, nach einer anderen Menschheit — und es bricht ihm in diesem Kampfe zeitig genug das Herz entzwei.“

Finster und traurig blickte das Auge des jungen Mannes, als er diese Worte sprach, und Louise war bleicher geworden, so hatten sie die Worte des jungen Mannes ergriffen. Beide schwiegen jetzt und schauten ernst und träumerisch der dahinschwindenden Sonne nach.

Leonhardt glaubte in den schönen Augen Louises etwas Frisches zu sehen. Er ergriff mit Wärme ihre beiden Hände, drückte sie innig und sprach: „O, Louise! Sie erlauben, daß ich Sie jetzt so nenne?“ „Von Herzen gern, guter Leonhardt!“ versetzte Louise mit vor Aufregung etwas zitternder Stimme.

„O, Louise, lassen wir alle Steifheit zwischen uns schwinden, wir sind ja Verwandte! Daß wir uns erst heute kennen lernen, ist nicht unsere Schuld; Louise! laß uns „Du“ zueinander sagen.“

„O, guter Leonhardt, ich kenne Dich allerdings erst wenige Stunden, aber Dein ganzes Thun und Wesen hat mir so viel

Zutrauen eingebläht, daß ich mit Freuden einschlage.“ Und dabei blickte sie so innig, so treu zu ihm empor, daß er ihre Hände fester in den seinigen drückte. Ein Seufzer entwand sich seiner Brust — er führte die Hände Louises an seine Lippen und bedeckte dieselbe mit zärtlichen Küssen. — Diese ließ es geschehen, ohne ein Wort zu erwidern.

So standen sie da, ein schönes Menschenpaar, wie verflärt von den letzten Strahlen der eben hinter den Bergen versinkenden Sonne. Sie versank und Louise war noch bleicher und — schöner geworden. Noch immer standen sie schweigend nebeneinander, der Zug der Heimkehrenden war schon längst an einer Krümmung des Weges ihren Blicken entschwunden und nur ab und zu strich ein Nachzügler an ihnen vorüber, der nicht umhin konnte, das schöne Paar anzusehen. — Da auf einmal erschien auch noch der junge Lehrer mit den beiden Freundinnen Louises, denen sich noch ein Gymnasiast angeschlossen hatte; man hatte sich etwas verspätet und freute sich zu den Beiden zu stoßen.

„Auf jetzt! munter, vorwärts! damit wir dem Zuge wieder nachkommen,“ trieb der junge Lehrer die kleine Gesellschaft an und fügte, wie zur Ermunterung hinzu: „hören Sie? jetzt wird gerade der neue Marsch aufgespielt!“

Es wurde bunte Reihe gemacht und Arm in Arm stürmte man bergab, bis das Groß der Gesellschaft wieder eingebolt war. Trotzdem sich das Gespräch um ganz gleichgültige Dinge drehte, wurde Leonhardt der Weg in Louises Gesellschaft doch furchtbar kurz, so daß er ganz überrascht war, als man schon die ersten Häuser des Städtchens erblickte.

Die Gesellschaft machte jetzt Halt, damit alle Nachzügler sich derselben noch anschließen konnten und Herren und Damen bunt durcheinander, so zog man dann, die Musikanten voran, unter den Klängen eines Marsches heiter und vergnügt in das Städtchen ein. Auf einem freien Plaze wurde Halt gemacht und hier verabschiedete man sich gegenseitig.

„Ich bin zu dem heute Abend stattfindenden Lehrerballe eingeladen, Louise kommst Du auch dahin?“ fragte Leonhardt, ehe sie sich von einander verabschiedeten.

„Auf Wiedersehen! ich komme,“ entgegnete Louise und beeilte sich nach Hause zu kommen, um Toilette zu machen.

Leonhardt, obgleich durchaus Freund des Tanzes, tanzte doch einige Stücke mit Louise. Die übrige Zeit war er mit einigen Lehrern in ein eifriges pädagogisches Gespräch verwickelt worden, was ihn verhinderte, mit Louise, die vielfach von jungen Lehrern umschwärmt wurde, zu verkehren. Da kam ein Damen-Engagement an die Reihe.

Leonhardt schaute verflohlen nach Louise aus in der Hoffnung, sie werde ihn trotzdem ihre keine ausgeprochene Abneigung für den Tanz nicht unbefannt war, zu einem Tanze abholen. Da tauchte sie unmittelbar in seiner Nähe aus der Menge auf und blieb zögernd stehen. Was hielt sie zurück, zu ihm zu kommen und ihn zu einem Tanze zu holen? Unbegreiflich! Leonhardt vermochte sich dies nicht zu erklären. Wie er nun so darüber nachsinrend da stand, bat ihn eine andere Dame zum Tanze. Nachdem das Damen-Engagement beendet war, ging er zu Louise.

Diese sagte etwas befangen zu ihm: „ich will Dir auch Herrn Landeck vorstellen.“ Und kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als ein junger Mann von ganz ansprechendem Aeußern im Alter von ungefähr 28 Jahren mit dunkelblondem Vollbart vor ihm stand.

„Leonhardt Stein, mein Cousin, Herr Landeck.“

„Sie sind jedenfalls erst jetzt gekommen, Herr Landeck?“ begann Leonhardt.

„Ja, vor wenigen Minuten,“ entgegnete dieser, „ich kehrte erst spät von der Jagd heim.“

„Die Jagd muß eine schöne Zerstreuung sein und Sie sind gewiß nicht mit leeren Händen heimgekehrt?“ versetzte Leonhardt.

„Das kommt in unserer Gegend sehr selten vor, daß einer leer, ohne Beute von der Jagd heimkehrt,“ entgegnete Landeck. Dies gleichgültige Gespräch wurde dadurch abgebrochen, weil eben jetzt Louises Freundinnen, die Leonhardt schon Nachmittag kennen gelernt hatte, hinzutraten und Louise sich anschickte, mit Herrn Landeck einen gerade beginnenden Walzer, ihren Lieblingsstanz, zu tanzen.

Nicht wahr, ein recht netter, lebenswüthiger Mensch, Louises Bräutigam?“ wandte sich das eine der jungen Mädchen

an Leonhardt, er ist nur ein wenig zu eifersüchtig. Schaden kann es nun zwar nichts, wenn ein Bräutigam etwas eifersüchtig ist und ich möchte keinen Mann haben, der sich nicht eifersüchtig machen ließe, aber gar zu eifersüchtig darf einer auch nicht sein.“

„Wie? was? Bräutigam?“ fragte Leonhardt ganz erstaunt.

„Nun ja, wissen Sie denn nicht, daß Herr Landeck schon längere Zeit mit Louise verlobt ist?“

Leonhardt zuckte erbleichend in sich zusammen, aber schnell sagte er sich und sagte: „Das hat mir wahrscheinlich Louise in diesem allgemeinen Durcheinander zu sagen vergessen, auch möglich, daß ich es überhört haben konnte.“

Die junge Dame, die Leonhardt diese Hiobsbotschaft gebracht hatte, wurde jetzt ebenfalls zum Tanze gebeten und Leonhardt war dies sehr lieb.

„Ah! nun ist mir Alles klar!“ sagte er zu sich und ließ sich auf einen Stuhl nieder; (er selbst hatte kaum geglaubt, daß ihn ein paar Worte, wie diese, so mit einem Male niederschmettern würden) also daßhalb stand sie zögernd beim Damenengagement in meiner Nähe, und wagte nicht mich zum Tanze zu holen? Doch sie hat ja gar nicht getanzt, hat auch ihn nicht zum Tanze aufgefordert! Und warum stellte sie mir Herrn Landeck nicht als ihren Bräutigam vor?“

Diese und ähnliche Fragen stürmten durch seinen Kopf, ach! und wie ihn das sichtlich erleichterte. Und wie sich der Ertrinkende in seiner Todesnoth an einem Strohhalme festklammert und von ihm Rettung hofft, so klammerte sich jetzt Leonhardt, der liebende Leonhardt, an jene vielleicht zufälligen Umstände. Er liebte Louise, hatte sie schon geliebt beim ersten Anblick, wie er sie so sinnend am Rande des Teiches in ihrem Gärtchen hatte stehen sehen, ihr Bild war ihm seitdem nicht wieder aus der Seele gewichen, und er hatte gehofft und seine Hoffnung schien ihm nach dem Verlauf des Nachmittags in so schöne glückliche Wirklichkeit übergeben zu wollen. O! und nun, nun sollte er mit einem Male aus allen seinen Himmeln jäh herabstürzen, sollte sich mit bitter Gewissheit sagen: „Sie ist für Dich verloren!“ — Nein mit diesem Gedanken konnte er sich nicht vertraut machen, der Liebe Sehnen und Schmerz lag mit Allgewalt auf seiner Seele, und so wie wir den wahren Werth eines geliebten Gegenstandes erst dann erkennen und empfinden, wenn wir ihn nicht mehr besitzen, oder in Gefahr schwelen, ihn verlieren zu sollen, so empfand Leonhardt erst jetzt voll und ganz, wie sehr, wie unendlich er Louise liebe! — „Sollte sie ihren Bräutigam wirklich so von Herzen lieb haben?“ fragte er sich wieder, „oder sollte das arme Mädchen meinen Zustand errathen haben und aus Mitleid zu mir nicht ihren Bräutigam zum Tanze geholt haben? Ach ja, das Mitleid, dieses himmlische Erbarmen ist nur dem Weibe so recht ureigen; mit dem ersten wurde es geboren und nur mit dem letzten wird es geboren aus der Welt verschwinden. — Was soll ich thun? Klarheit, Klarheit, muß ich haben! O, es wäre entsetzlich, kaum diesen Engel gefunden, sollte ich ihn schon wieder aufgeben? Nein! bei allen Teufeln, nein! so leicht nicht!“

Aber länger hielt's ihm jetzt auch nicht im Tanzlokale, er mußte hinaus, mußte Lust haben, es war ihm mit einem Male so drückend, so eng in diesem Raume, er mußte hinaus ins Freie.

Unweit des Ausganges stand der junge Lehrer, dessen Bekanntschaft er durch Louise gemacht hatte.

„Bitte, empfehlen Sie mich, wenn dieser Tanz zu Ende ist, meiner Cousine; da sie gerade tanzt, kann ich es selbst nicht thun und sagen Sie ihr, es sei mir unwohl geworden, wahrscheinlich in Folge der Ermüdung, verursacht durch das ungewohnte Bergsteigen, ich hätte es deshalb vorgezogen, mich nach Hause zu begeben.“

Und hinaus stürmte er in die Nacht.

Draußen am Eingange zum Saal standen mehrere Neugierige.

„Nun, was hat denn der,“ sagte der eine zu den übrigen, „da fehlte gar nicht viel, so hätte er mich umgeriffen.“

„Der muß es furchtbar eilig haben,“ meinte ein Dritter.

Leonhardt verfolgte einen Fußpfad, der hinein in den Wald führte. Die Sterne brannte ihm und heftig schlugen seine Pulse. Es stürmte fort und fort, gleichsam als wollte er seine innere Aufregung überstürmen und betäuben und achte

nicht des Weges und der ihn öfters sogar ins Gesicht schlagenden Zweige.

Wie lange er so fortgeführt war, wußte er nicht; doch jetzt kam er an eine Lichtung des Waldes, hell und klar warf der Vollmond seine Strahlen auf ihn herab. Schwarz und nur noch desto dunkler, hob sich der Wald im fahlen Lichte des Mondes auf den gegenüberliegenden Bergen am Himmel ab und tief unten spiegelte sich das Bild des Vollmondes in zwei kleinen nebeneinanderliegenden Bergseen wieder, die er am Tage noch gar nicht bemerkt hatte. Eine fast feierlich schauerliche Stille herrschte, die Wipfel der Bäume die sich sonst bei jedem leichten Winde bewegten, rührten sich nicht und die blühenden Säger des Waldes mußten auch schon längst zur Ruhe ihr Nest aufgeschacht haben; es schien, als ob es das einzige lebende Wesen in diesem Walde sei. Er erschrak jetzt gleichsam über sich selbst, wie aus einem unschönen Traume erwachend, denn er mußte lange gegangen sein, ehe er so allmählich zu einer solchen Höhe empor gekommen war. Er setzte sich aufs weiche Moos nieder, und schaute traurig in die Mondlandschaft hinaus, dann hob er seinen Blick empor, entblößte sein Haupt, fuhr sich wie nachsinrend mit der Hand über die heiße Stirn und schaute voll in den Mond hinein. Lange hatte er so hineingestarrt in den wilden Glanz des Mondes, als er tief aufseufzte. — Sein Antlitz hatte einen ruhigeren Ausdruck bekommen und mit schmerzlich bewegter Stimme begann er leise für sich hinzusprechen: „Du bleicher, Du einziger Gefährte meiner Leiden, wie machst Du auch diesmal Deinen Einfluß auf mich geltend. Du machst mich ruhiger, gefasster, der tobende wilde Schmerz mildert sich, ich werde weich, wie ein Kind — o, daß ich weinen könnte! — Ja, guter Mond, Dein Licht übt doch eine magische Gewalt auf uns Menschenkinder aus wie mancher wird nicht in dieser Nacht, so wie ich, zu Dir emporzufliehen und Dir seine Klagen, sein Sehnen anvertrauen! Vergangene frohe Tage wandeln an unserer Seele vorüber und die trüben scheinen uns in Deinem verklärten Lichte minder trüb und herb, als wie sie in Wirklichkeit waren. Einst war es anders; von Niemand verstanden, das Theuerste, was wir auf dieser Erde je besitzen können, das Mutterherz, ehe es zu schlagen aufgehört hatte, da schaute ich noch gläubig zu Dir empor, da warst Du mir noch ein Bürge einer besseren Welt — Dein Anblick beschwor den Aufruhr in meiner Brust, löste den erstickenden dumpfen Schmerz meiner Seele in wohlthuende Thränen auf — heute aber — o, ich möchte weinen und kann es nicht! O, übe Deine ganze Macht auf mich aus, Du hehrer, prächtiger Gestirn, sei Du mein Freund, bleib Du mir treu, wenn ich keinen Menschen, keinen Freund habe, dem ich meine Leiden vertrauen, dem ich meine Schmerzen klagen kann! Mensch? — Freund? — Ja mich schaudert! lange habe ich vergeblich gesucht und gehofft, welche zu finden — doch still davon. — O, Louise! Du hättest mir Freund, Mutter, alles ersetzen können — in Deinen Zügen liegt eine ganze, weite Welt für mich!“

Er erhob sich jetzt und ging langsam weiter, ohne eigentlich daran zu denken, ob er auch den richtigen Weg heimwärts eingeschlagen habe. Er wußte, es sei der richtige Weg und ging und kam an kein Ende. Da sah er einen anderen Fußpfad abseits biegen und ohne sich lange zu befassen, betrat er denselben in der Erwartung, daß er ihn zum Ziele führen würde. Die Nacht war inzwischen recht kühl geworden und es mußte schon sehr spät sein, und immer schien er seinem Ziele nicht nahe zu kommen. Da endlich kam eine freie Stelle, er sah sich um, die Stelle kam ihm bekannt vor, er schritt noch näher vor und — erkannte dieselbe Stelle, wo er nun schon vor geraumer Zeit gestanden hatte. Es war ihm jetzt klar, er hatte den rechten Weg verfehlt, hatte sich verirrt. Er schlug nun nochmals den Weg ein, der er gekommen zu sein glaubte und schritt jetzt etwas ungeduldig geworden, munter vorwärts. So mochte er ungefähr 20 Minuten gegangen sein, als er durch die Baumstämme wie ein fernes Licht schimmern sah. Durch diesen Anblick ermuntert, beschleunigte er seine Schritte noch mehr und stand bald vor einer Kahlhecke. Aus derselben trat eine dunkle Gestalt, dicht in einem Mantel gehüllt, hervor.

Leonhardt schritt auf dieselbe los, so daß sein Gesicht gerade von den aus der Hölle fallenden Lichtstrahlen beleuchtet wurde, und fragte, wo der nächste Weg nach I. führe.

(Fortsetzung folgt.)